

NORBERT REITER (Berlin)

## SUBSTRATOLOGIE UND SPRACHWISSENSCHAFT

Der Begriff „Substrat“, der in einigen Wissenschaften durchaus sinnvoll ist, weil er ihre Grundkonzeption sachentsprechend zusammenfaßt, ist für die Sprachwissenschaft, jedenfalls so, wie er dort, beispielsweise in der Balkanologie, verstanden wird, total untauglich. Er ist es, weil er dem Untersuchungsgegenstand - also der Sprache - nicht gerecht wird, und er ist es im weiteren auch, weil er Vorstellungen über die Sprache verfestigt, die dem Sinn von Sprache, nämlich Menschen kommunikativ miteinander zu verbinden, vollkommen zuwiderläuft. Unter diesem Gesichtspunkt ist „Substrat“ und die ganze damit zusammenhängende Begrifflichkeit schädlich besonders auch für die Balkanologie.

Ein Substrat kennt man in der Biologie. Darunter versteht man ein mit Nährstoffen durchsetztes Material zur Aufzucht pflanzlicher Organismen. So wäre ein Substrat z.B. eine Nährlösung zur Vermehrung von Bakterienkulturen.

Hieraus geht hervor, daß wir es mit zwei Dingen heterogener Beschaffenheit zu tun haben, einerseits der Nährmittellösung, zum anderen den Organismen, die aus der Lösung ihre Energie beziehen. Beide sind grundverschieden: Die Organismen sind nicht die Nährstoffe und diese nicht die Organismen. Nicht das kleinste Teilchen der Nährstoffe ist zugleich auch Teil der Organismenkultur.

In diesem Sinne könnte man z.B. als Substrat auch die Produktionsmittel einer Wirtschaftsgemeinschaft verstehen, den Grund und Boden, die Fabrikanlagen, die alle dazu dienen, eine menschliche Gruppe am Leben zu erhalten. Natürlich sind die Produktionsverhältnisse einer menschlichen Gemeinschaft weitaus komplizierter, als daß sie in der durch den Begriff „Substrat“ festgelegten binären Weise beschrieben werden könnten, wesentlich hieran aber wäre wieder, daß Substrat und Nutznießer einander nicht gleich sind. Ackerland und Maschinen sind keine Menschen, nichts davon gehört der Gemeinschaft an.

Unter Beachtung dieser Heterogenität ließe sich auch in der Sprachwissenschaft der Begriff „Substrat“ sinnvoll verwenden, und so ist es auch unternommen worden. Der sowjetische Soziolinguist POLIVANOV hat „Substrat“ in den zwanziger Jahren dieser Heterogenitätsregel endsprechend verwendet, als es darum ging zu prüfen, inwieweit die Oktoberrevolution eine Veränderung des Russischen



herbeiführen würde oder womöglich schon herbeigeführt hat, und er kommt zu dem Ergebnis, daß die Revolution die Sprache nicht unmittelbar beeinflusse, wohl hingegen die eine Sprache sprechenden Menschen, und diese nennt er das "Substrat". mit dem Zusatz "sozial" macht er es deutlicher. Die Wirkungen der Revolution erfahren wir an den Menschen, was verändert wird, ist das soziale Substrat. und über dieses erst käme es im weiteren dann auch zu einer Veränderung der Sprache.

Es ist hier nicht zu untersuchen, ob POLIVANOV mit seinen Überlegungen in jeder Hinsicht das Richtige getroffen habe, wesentlich ist aber wieder, daß bei ihm Substrat grundverschieden von dem ist, was daraus hervorgeht; denn Menschen sind keine sprachlichen Zeichen und diese sind keine Menschen.

Gegen diese Heterogenitätsregel verstößt aber der Substrat-Begriff in der Sprachwissenschaft; denn was hier als "Substrat" angenommen wird, ist von derselben Beschaffenheit wie das, was darauf aufbaut. Beide Male handelt es sich um sprachliche Zeichen, was sich auch terminologisch bemerkbar macht, da man ja von Substrat-Wörtern spricht.

Ein Substratwort wäre z.B. rum. barză "Storch". Das ist ein sprachliches Zeichen, genau so, wie lucru "Arbeit" eines ist. Demzufolge würde also abweichend von der Auffassung der Biologen das Substrat ohne Metamorphose zumindest teilweise in das eingehen, was es gewissermaßen zu speisen hätte.

Daran ist im Prinzip gar nicht einmal viel auszusetzen; denn jede Wissenschaft hat die Freiheit, sich begrifflich an eine andere anzulehnen und die dort gelernten Begriffe nach eigenem Geschmack umzudeuten, Voraussetzung dafür ist aber, daß das in Übereinstimmung mit der Beschaffenheit des Untersuchungsobjektes erfolgt. Das allerdings ist in der Sprachwissenschaft nicht geschehen.

Mit der Andersdeutung des Substrat-Begriffes in der Sprachwissenschaft ist eine Modellvorstellung verbunden, die sich mit der ontischen Beschaffenheit der Sprache in keiner Weise deckt. Ich nenne dieses Modell einfach das Schichtenmodell.

Dieses Schichtenmodell ist die logische Folge aus der Mißachtung der Heterogenitätsregel. Ist nämlich das Substrat von derselben Beschaffenheit wie das, was daraus hervorgehen soll, so bleibt als Begriff allein die "Grundlage" zurück und wird das Substrat zu einer Schicht, auf die noch andere folgen.

Das sei, sagte ich, die logische Konsequenz, womit allerdings nicht behauptet sein soll, daß der Substrat-Begriff gewissermaßen aus Versehen modifiziert worden wäre, ja es ist nicht einmal sicher, daß diejenigen Sprachwissenschaftler, die ihn eingeführt haben, sich die Biologie zum Vorbild genommen hätten. Der Substrat-Begriff der Sprachwissenschaft ist schon bei POKORNY nach dem Schichtenmodell konzipiert. Viel eher als die Biologie dürfte beim Substrat-Begriff der Sprachwissenschaft die Archäologie Pate gestanden haben.

Das Schichtenmodell hat seine Berechtigung in den Erdwissenschaften, der Geologie zumal, aber auch der Archäologie, die ja in bedeutendem Umfange eine, allerdings human-orientierte, Erdwissenschaft ist. In den Erdwissenschaften kann man von "Sichten" sprechen. Sie lassen sich ja auch an den Geländeformationen beobachten, einerlei, ob sie nun als Folge von Bodenverwerfungen zutage liegen oder durch Grabungen zum Vorschein kommen. Für die Sprachwissenschaft



indessen taugt das Schichtenmodell nicht, einfach weil es in der Sprache keine Schichten gibt. Diese meine Behauptung werde ich jetzt beweisen.

Schichten können bekanntlich auch willentlich-artifiziell produziert werden, beispielsweise indem man Bücher übereinanderlegt und so zu einem Stapel kommt oder auch indem man Ziegelsteine übereinanderfügt und auf diese Weise eine Mauer baut. Eine Ziegelmauer soll uns jetzt als Muster dienen

Auch an der Mauer lassen sich Schichten wahrnehmen. Jede Schicht von Ziegelsteinen ist von der nächstfolgenden durch eine Fuge getrennt. Man kann die einzelnen Schichten abzählen. Doch kommt es nicht darauf an, wieviele es letzten Endes sind, sondern darauf, wo wir mit der Zählung beginnen, welche der vielen Schichten die erste sein soll. Zählen wir im Sinne des Produktionsvorganges, so ist die erste Schicht die unterste, weil eine Mauer eben von unten nach oben gebaut wird.

Diese Schicht von Ziegelsteinen, die wir die erste nennen würden, hat zwei relationale Eigenschaften: Sie ist - wie eben festgestellt - die unterste, zugleich ist sie aber auch die älteste, da sie diejenige ist, die - und wenn auch nur um einige Stunden - früher gelegt worden sein muß als die zweite.

So haben wir es bei der Ziegelmauer - wie überhaupt beim Schichtenmodell - mit zwei Relationen zu tun. Die eine ist zeitlich determiniert und faßt sich in

“früher” / “später, die andere ist durch die Gravitation determiniert und wird durch “unten”/“oben” gekennzeichnet.

Obwohl zwischen diesen beiden Relationen ein logischer Zusammenhang besteht, sind sie doch verschieden voneinander, vor allem aber, sie brauchen ontisch nicht zusammen aufzutreten, mehrheitlich sogar tun sie es nicht. Hier bei der Ziegelmauer indessen, ebenso wie bei allen anderen Schichten der Erdwissenschaftler treffen die beiden Relationen in einem Objekt zusammen. Dort ist das Untere zugleich auch das Ältere.

Genau in diesem Sinne aber wird “Substrat” in der Sprachwissenschaft verstanden. Die Relation “unten”/“oben” ergibt sich schon aus dem Terminus Substrat, was ja nichts anderes sagt als “Unterschicht”. Die Relation “früher”/“später” folgt aus dem Verständnis des Begriffes. Unter einem “Substrat” wird ausnahmslos die älteste erfahrbare Schicht verstanden.

Und nun stellt sich die Frage, ob die Sprache diesen beiden Relationen folgt. Sie tut es nicht. Sprache ist als paradigmatische Erscheinung, um die es hier geht, unzeitlich und unräumlich. Sie ist weder der Zeit noch der Gravitation ausgesetzt. Infolgedessen gibt es unter den sprachlichen Zeichen kein “früher”/“später” und auch kein “unten”/“oben”. Um es ganz brutal zu sagen: Sprachliche Zeichen haben durch sich selbst auch kein Alter.

Nun ist aber das Alter sprachlicher Zeichen die existentielle Grundlage einer ganzen linguistischen Disziplin, nämlich der Historischen Sprachwissenschaft, die unbestreitbar wertvolle und im großen und ganzen auch wahrheitsgetreue Erkenntnisse erarbeitet hat, und so fragt es sich, wie das möglich sein kann, wenn sprachliche Zeichen kein Alter haben.

Worauf sich die Historische Sprachwissenschaft gründet, ist nicht das Alter sprachlicher Zeichen, das sie tatsächlich nicht haben, sondern die Dauer ihres



Bekanntseins. Die Dauer ist eine zeitliche Erstreckung und damit Eigenschaft eines raumzeitlichen Gebildes, das aber nicht das sprachliche Zeichen ist, sondern der Mensch, dessen Beziehung zum sprachlichen Zeichen darin besteht, daß er es weiß. Da sich nun auch annähernd ermitteln läßt, von wann an ein sprachliches Zeichen bekannt ist, darf auch ausgesagt werden, daß ein Zeichen früher bekannt war als ein anders. Diesen Befund kleiden wir dann, allerdings reichlich verkürzt, in die Formulierung, ein Zeichen sei älter als ein anderes. Diese Verkürzung ist harmlos, solange man im Auge behält, was eigentlich hier weggekürzt worden ist, nämlich - ich wiederhole - "Bekanntsein". Allein durch dieses "Bekanntsein" besteht die Verbindung zum Menschen als demjenigen Faktor, der seiner Raumzeitlichkeit wegen über Dauer und Alter verfügt. Dieser wichtige ontologische Hinweis ist es nun aber, der in der Kurzformulierung unterschlagen wird und uns vergessen läßt, daß das Alter, das wir einem sprachlichen Zeichen zumessen, gewissermaßen vom Menschen ausgeborgt ist.

Da also nun klargestellt ist, wie es sich mit dem Alter sprachlicher Zeichen verhält, wollen wir gelten lassen, daß sprachliche Zeichen zueinander im Verhältnis des "früher"/"später" stehen.

Wie ist es aber nun mit der anderen Relation, dem "unten"/"oben"? In diesem Verhältnis stehen sprachliche Zeichen nun ganz und gar nicht.

Sie unterliegen nicht der Gravitation, und selbst, wenn man "Gravitation" weiter faßt und als "Potenzgefälle" versteht und sogar feststellt, daß es auch in der Sprache vorhanden ist, würde sich auch nicht im entferntesten etwas ergeben, was dem Schichtenmodell und dem daran gebundenen Substrat-Begriff entspräche. Deshalb kann das "unten"/"oben", zu dem uns das Substrat verleitet und das wir am Muster der Ziegelmauer herausdestilliert haben, für die Sprache rundum gezeugnet werden.

So können wir - mit Bedacht, versteht sich - zwar behaupten, barzâ "Storch" sei älter als z.B. impresiune "Eindruck", keineswegs aber, barzâ sei "unten", impresiune "oben".

Schon wie ich es hier formuliere, wird man es lächerlich finden. Aus gutem Grund, versteht sich, nur wird dabei eben übersehen, daß der Begriff "Substrat" genau das impliziert. Er impliziert aber nicht nur das "unten"/"oben", er impliziert auch, daß "unten"/"oben" und "früher"/"später" zusammengehen, und das scheidet als zwingend für die Sprache nun vollends aus.

Wir untersuchen nun das "unten"/"oben" und fragen, wo es das außerhalb der Ziegelmauer noch gibt. Hierbei wollen wir uns an den Begriff "Schicht" halten.

Schichten kennen wir außer im räumlichen auch im sozialen Bereich. Man spricht von "Gesellschaftsschichten", man kann sich eine Gesellschaft geschichtet vorstellen, und so kommt man zu dem allenthalben bekannten Bild der Gesellschaftspyramide, welche untere und obere Schichten umfaßt. In der Gesellschaft ist also ein "unten"/"oben" bekannt. Fragt sich nur, ob es sich hier um eine unbedachtsame Benennung handelt, oder ob tatsächlich etwas vorliegt, was diese Benennung verdient. Sieht man von der aus den irdisch-räumlichen Verhältnissen abgeleiteten Gravitation ab und erweitert den Begriff auf



“Potenzgefälle”, so erweist sich, daß die Schichten der Gesellschaft mit “unten”/“oben” sachgerecht benannt sind. Wir alle wissen, daß die unteren Schichten diejenigen sind, die die geringste Potenz haben, während umgekehrt die oberen die bestimmenden sind.

Ein “unten”/“oben” gibt es also in der Gesellschaftschicht-Pyramide, ich will auch nicht ausschließen, daß es da auch ein “früher”/“später” gibt, was es jedoch nicht gibt, ist das zwangsweise, ausnahmslose Zusammentreffen von beiden, so wie es sich POKORNY vorgestellt hat.

Verleitet durch tatsächliche Geschehnisse hat er nämlich angenommen, daß im Zuge kriegischer Aktionen, die in einem Gebiet ansäßige, also frühere Bevölkerung von später eingedrungenen Eroberern unterworfen und gewissermaßen zur Unterschicht degradiert worden sei, wohingegen die Eroberer als die späteren, die befehlsgewaltige Oberschicht darstellten.

So etwas hat es gegeben. Die Etablierung des Imperium Romanum ist das klassische Beispiel dafür. Jedoch, das muß nicht zwangsläufig so sein, wovon man sich an modernen Industriestaaten überzeugen kann, vor allem aber haben diese gesellschaftlichen Vorkommnisse nichts mit der Sprache zu tun, auch dann nicht, wenn sich ergibt, daß sich die Sprache der Oberen durchgesetzt und die der unteren verdrängt hat.

Bei wohlwollender Auslegung ergibt sich, daß der Sprache mit dem Substrat eine ihr fremde Begrifflichkeit übergestülpt worden ist. Mit dem aus dem Schichtenmodell hergeleiteten “früher”/“später”, “unten”/“oben” handelt es sich bestenfalls um gesellschaftsimmanente Phänomene, die aber keine sprachimmanenten sind, der Sprache jedoch implantiert, notwendigerweise zu schiefen Vorstellungen führen.

Es ist richtig, daß lateinisch sprechende Eroberer eine dakisch sprechende autochthone Bevölkerung unter ihr Regiment gebracht haben, es ist aber total verkehrt zu meinen, damit habe sich auch das Lateinische als neue Schicht sozusagen über das Dakische gelegt, etwa wie die zweite Reihe in der Ziegelmauer über die erste.

Der Vorgang war aber ein ganz anderer. Er besteht schlicht darin, daß dacophone Individuen das damalige Latein gelernt haben, so daß im Zuge von vielleicht drei, vier Generationen, die Anzahl derjenigen, die dakisch konnten, immer geringer wurde. Diejenigen aber, die es nicht mehr konnten, hatten das Dakische nun wieder nicht total aufgegeben, sondern eine Reihe von sprachlichen Zeichen des Dakischen beibehalten, so daß ihr Zeicheninventar sowohl einen sicher recht großen lateinischen, aber auch einen vielleicht nur noch minimalen dakischen Anteil enthielt, der sich - gewiß nicht ohne Einbußen - bis heute tradiert hat.

Hält man am Schichtenmodell fest, so geraten die tatsächlichen Vorgänge gar nicht in den Blick. Warum nicht?

Weil die Schichten Individualitäten sind, so wie die Lagen von Ziegelsteinen in der Mauer oder die von Gestein bei Bodenverwerfungen. Sprachen jedoch sind keine Individuen, wie leichtfertig immer geglaubt wird. Liefert man sich dieser irrigen Vorstellung aus, so gibt es kein “sowohl... als auch”, sondern nur ein



“entweder...oder”, wobei die jeweilige Mehrheit - völlig ungerechtfertigt - entweder das eine oder das andere bestimmt. Da die Inventare der Leute in Dakien überwiegend lateinische Zeichen umfaßten, wurden die dakischen Zeichen dem Lateinischen untergeschoben, da die Inventare der Leute in Dyrrhacium überwiegend thrakisch-illyrisch geblieben waren, wurden die lateinischen Zeichen eben diesem, dem heutigen Albanischen, inkorporiert, und so ist das Rumänische heute eine romanische Sprache mit Dakismen und das Albanische eine thrako-illyrische mit Latinismen. Niemand scheint auf den Gedanken zu kommen, daß es logischerweise auch umgekehrt aufgefaßt werden kann.

Sprache hat keine Individualität. Die hat in diesem Umfelde nur der Mensch, der aber ist ja geblissentlich ausgeblendet worden, wie ich vorhin gerade festgestellt habe. Spurlos verschwunden ist er allerdings nicht, weil er nämlich alle seine Eigenschaften an die Sprache abgetreten hat, seine Individualität und offenbar auch seine Seele. Damit werden der Sprache Eigenschaften angedichtet, die sie nicht hat, ja diese vermeintlichen Eigenschaften setzen sie nun auch instand, wie ein Mensch zu agieren. Es sind dann eben nicht mehr die Römer und Daker, die miteinander etwas erledigen und im Umgang miteinander natürlich auch ihre Sprache gestalten, sondern er sind das Lateinische und das Dakische, die sich auseinandersetzen, und von denen einer am Ende übrig bleibt. Die Menschen, die das ja alles besorgen, sind dazwischen in den Graben gefallen.

Man kann, was es über die Dakismen im Rumänischen zu wissen gibt, vorbringen, ohne ein einziges Mal den Terminus Substrat zu gebrauchen. Etwa so:

1) barzâ war in Dakien früher bekannt als die Vorläufer von *lucru*, *timp* und vielen anderen.

2) Die Leute sind zum Gebrauch vorwiegend derjenigen sprachlichen Zeichen übergegangen, die in Dakien später bekannt geworden sind, und sie haben

3) von den älteren Zeichen, zu denen auch *barzâ* gehört, etliche beibehalten.

Kann man das alles nun nicht viel einfacher formulieren, indem man sagt: “*Barzâ* ist ein Substratwort”? Gewiß, das kann man, was man jedoch nicht kann, ist, das Schichtenmodell und das ganze darum herumgewickelte ideologische Gedanke loswerden; denn der Terminus Substrat beschreibt nicht einen bloßen linguistischen Tatbestand, vielmehr liefert er dazu gleich seine Einordnung in eine bestimmte und erwiesenermaßen falsche Sprachauffassung mit. Genau dagegen wende ich mich hier, und ich tue es nicht nur aus Gründen ontologischer Kosmetik und um der Korrektheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, sondern weil erkennbar wird, daß jene mit der ganzen Substratologie verbundene Sprachauffassung gerade und in erster Linie der Balkanologie zum Schaden gereicht. Sie ist mit ihr unvereinbar, und solange davon nicht abgerückt wird, kommen die Balkanologen über das Stadium des vorwissenschaftlichen Sammelsuriums, des Schmetterlingssammelns und unsystematischen Botanisierens nicht hinaus.